

Iyer_9489_jazzthing_(DE)_2009_09_00.pdf

[Download \(856K\)](#) [Print \(1 page\)](#) [Plain HTML](#)

Jazzthing (DE)
September 2009
Christian Broecking

ACT
RE
PRINT

VIJAY IYER



Geschichte hörbar machen Mit den Afroamerikanern hätten sie die Erfahrung gemein, anders zu sein, sagt der 38-jährige Pianist Vijay Iyer, der sich als süd-asiatischen Amerikaner bezeichnet. Im Gespräch mit Christian Broecking äußert er sich über die allgegenwärtige „Color Line“, die Notwendigkeit eines progressiveren Counterparts zu Wynton Marsalis, die Chancenlosigkeit von Jazz als Wirtschaftsprodukt und die Hörbarmachung seiner Geschichte.

„Zwar haben meine Vorfahren keine Sklavengeschichte und wir gehören hier auch nicht zu den ärmsten Schichten, doch sobald es um die Frage des Amerikaner-Seins geht, kommen Ressentiments ins Spiel, die ich als ‚color line‘ bezeichne.“ Auch wenn mit der Wahl Obamas für Vijay Iyer ein Traum in Erfüllung ging: Er bleibt skeptisch, wenn er die Marsalis-Familie mit Michelle Obama bei der Eröffnung eines „Jazz Studio“ im Weißen Haus sieht. „Wynton ist ein Symbol, so etwas mögen die Amerikaner. Doch er könnte mehr tun. Er behauptet, dass Jazz at Lincoln Center kein progressiver Raum sein kann, wenn er

einandersetzung. Damit wäre keinem gedient“, sagt Iyer im Gespräch in seiner New Yorker Wohnung an Manhattans East Side.

Anders als auf Iyers bisherigen Alben stehen bei seiner neuen Trio-CD „Historicity“ (ACT/edel Kultur) Cover-Versionen im Zentrum. Geschöpft aus dem Fluss der jüngeren Musikgeschichte, geben sie auch Auskunft über Iyers Leben und Vorlieben. „Smoke Stack“ ist sein absolutes Lieblingsalbum: „Bei dieser Andrew-Hill-Platte war Roy Haynes dabei, und bei unserer Version spielt der Haynes-Enkel Marcus Gilmore Schlagzeug“, berichtet Iyer. Anfangs will er eine eigene Band bilden und

bekomme er den Eindruck, dass der Jazz keine Ausnahme sei. „Der Jazz ist ein verwundbarer und gefährdeter Wirtschaftszweig. Die Amerikaner glauben, dass die Kunst sich selbst finanzieren sollte, und das funktioniert natürlich nicht. Doch wer das ausspricht, wird schnell als Sozialist beschimpft. Ich glaube, dass die Kunst gefördert werden muss: Jazz hat keine Chance als reines Wirtschaftsprodukt.“ Wie Kammermusik, Sinfonieorchester und Ballett hält Iyer auch den Jazz nur für überlebensfähig, wenn die wesentliche Finanzierung aus dem öffentlichen und dem Stiftungsbereich kommt. Besonders das Gerede über die Mobilität zwischen Jazz und Pop nervt ihn. „Mit der Realität hat das nichts zu tun. 10.000 verkaufte Exemplare sind ein Superergebnis für eine Jazz-CD auf dem US-Markt, doch Eminem verkauft allein in der ersten Woche 600.000 Stück seiner aktuellen CD. Das ist einfach nicht vergleichbar. Wir brauchen ja nicht nur andere Geldquellen, sondern auch Arbeit für die vielen Jazzstudenten, die Jahr für Jahr an den zahlreichen Hochschulen ihr Diplom machen“, fordert Iyer.

Seit er Anfang der Neunzigerjahre zum ersten Mal die Julius-Hemphill-Komposition „Dogon A.D.“ hörte, ließ ihn das Stück nicht mehr los. Eigene Versuche, es in einer Trio-Version zu spielen, machten ihn nicht glücklich. „Bis zu unserer aktuellen Aufnahme erschien mir das unmöglich. Bei der kräftigen und präsenten Originalversion von Hemphill hatte ich immer das Gefühl, dass sich die Musik vom Tonträger trennt und ein Eigenleben beginnt.“

Mit seiner Version von Stevie Wonders „Big Brother“ verbindet Iyer Familienleben, gesellschaftliche Realität und künstlerische Intention. „Wonders Platte ‚Talking Book‘ haben wir seit der Geburt unserer Tochter vor knapp fünf Jahren sehr oft gehört, zuweilen bis zu vier Mal am Tag. Mich hat die Ironie die-